

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67604](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67604)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 12. Februar 1847.

№ 13.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Der Baron von Schaum.

(Eine Skizze.)

Es geschieht gar oft, daß das Schicksal einen Menschen freigebig mit Allem überschüttet, was die Welt für begehrenswürdig und beneidenswert hält, ihm aber recht unbarmherzig gerade das versagt, was der Gegenstand seiner tiefsten Sehnsucht ist.

Der Herr Hofrath von Schaum war ein Mann, an dem sich diese traurige Erfahrung recht auffallend bestätigte. Er besaß ein einträgliches, eher angenehmes, als mühevolleres Amt, ein großes Vermögen, eine gebildete Frau, zwei lebenswürdige Töchter, stand in Ansehen bei Vornehm und Gering, — kurz, hatte Alles, wonach die Leute in der Regel zu streben pflegen. Und doch fühlte sich dieser Mann, der in der ganzen Stadt vielleicht für den Glücklichsten galt, heimlich ohne Freud' und Ruhe. Der Gegenstand seines lebenslänglichen Wunsches, seines höchsten Strebens war ihm versagt geblieben. — Er hatte noch keinen Orden! — Kein Kreuz! Kein Sternlein! Nicht einmal die stumpfste, kleinste Medaille! — Gern hätte er Geld und Gut, Amt und Freund, Weib und Kind dahin gegeben um einen Orden, um einen einzigen Orden! —

Alles, was ihm zu Theil geworden, hatte er ganz ohne eigenes Bemühen und Zutun erlangt. Den Adel, das Vermögen hatte er ererbt; das Amt hatte sich mit ersterem, die Freunde hatten sich mit letzterem von selber eingefunden; zu einer geistreichen Frau war er gekommen, er wußte nicht wie, zu den lebenswürdigen Fräulein Töchtern vielleicht eben so. Nur gerade Das, wonach er immer eifrig getrachtet, zu dessen Erlangung er alle gerade und krumme Wege gegangen, — der Orden war ihm versagt geblieben.

Schon als Kind hatte er nach dem blendenden Kreuze auf seines Vaters Rocke gegriffen; als Knabe

hatte er sich Sternlein von Silberpapier auf das Wamms geheftet, als studirender Jüngling sogar die Blechkreuze des Fürsten vom Vierstaate nicht ohne Neid gesehen.

Wenn er in müßigen Stunden, und er hatte deren nicht wenige, die elegante Pracht seines Hauses, wenn er die vollen Kisten und Kasten mit Wohlgefallen betrachtete, und sein Blick fiel zufällig auf das leere Knopfloch, — gleich war alles Wohlbehagen, alle Freude hinweg, und bittere Thränen rannen ihm vom Auge durch das Knopfloch hinab. Das leckerste Mahl, die heiterste Gesellschaft konnte ihm durch die Erinnerung an sein Ordensproletariat plötzlich vergällt werden.

Des Nachts hatte er manch' köstlichen Traum. So sah er sich wohl im großen Königsaal, im Kreise einer vornehmen und geputzten Menge. Der Monarch tritt herein. Seine Miene strahlt von beglückendem Wohlwollen; er schaut im Kreise umher, als suche er Jemanden; endlich ruft er den Namen: „Hofrath von Schaum!“ — Der Gerufene tritt in süßer Ahnung bebend vor, und verneigt sich tief. Der Fürst schaut ihn mit äußerst gnädigem Blicke an. Schaum läßt sich auf ein Knie. Der Fürst hebt allerhöchst eigenhändig das große, von Brillanten blizende Kreuz an goldner Kette von seiner Brust und reicht es dem Knienden lächelnd dar. Schaum greift begierig darnach, und — erwacht zu dem Schrecken der bittersten Täuschung. —

Wenn er in einer schönen, aber schlaflosen Nacht aus dem Fenster hinauf schaute zum ewigen Himmel, wo unzählige Sternlein wie freundliche Augen herablickten, da war es ihm, als wären es eben so viel blinkende Ordenssterne, dem irdischen Menschen unerschaffbar und nur für Selige gehörig. — Ach, er bedachte nicht, daß es auf Erden vielleicht noch mehr Sterne giebt, als dort oben.

Schon von Jugend auf hatte er die Geschichte der



Oeden eifrig studirt, kannte die Klassen, die Gestalt und den Werth aller Kreuze, Sterne und Medaillen von Lissabon bis nach Peking und vom Nordcap bis an's Vorgebirge der guten Hoffnung. Jederzeit war er auf's genaueste unterrichtet, wann, wo, von wem und wofür Dieser oder Jener diesen oder jenen Orden erhalten.

Auch schrieb er eifrig an einem systematisch-wissenschaftlichen Werke über die wahren Grundsätze einer vernünftigen Ordensvertheilung, ein Werk, dessen Princip war: „Erst der Orden giebt eigentlich das wahre Verdienst“, und um dessentwillen er allein schon die höchste Auszeichnung verdient hätte.

Dit, wenn er in elegantem Anzuge vor dem Spiegel seine stattliche, imposante Gestalt betrachtete, die recht für Kreuze aller Art geschaffen schien, seine breite Brust, worauf ein ganzes Schock von Verdiensten Platz hatte, da schüttelte er wehmüthig das Haupt, und konnte nicht begreifen, warum man ihn so sehr vernachlässige. Trotz des eifrigsten Bemühens hatte er nicht einmal den neapolitanischen Orden „aus Gnaden“ erhalten können.

Meldete ihm das Gericht, las er in der Zeitung, oder sah er mit eigenen Augen, daß Jemand einen Orden erhalten hatte, so seufzte er bei sich: „O Gott, alle Welt erhält jetzt Kreuze, nur ich, nur ich nicht!“ — Pflögte er dann die Verdienste des Neubesterten mit den seinigen zu vergleichen, so fand er immer, daß jene auch nicht größer wären, und hatte darin gewöhnlich Recht.

Er überlegte alle nur erdenkliche Verdienste hin und her, die wohl zu seinem großen Ziele führen könnten. Sollte er einem Menschen das Leben retten? — Aber, du lieber Gott, dazu hat man so selten Gelegenheit, und es ist um den Preis einer Medaille doch ein wenig zu gefährlich. — Sollte er Spitäler stiften, die Armen speisen und kleiden? — Ach, das hatte er bereits gethan und den Dank der Dürftigen damit geerntet, weiter nichts.

Er sah sich genöthigt, mehr zu thun. — Eifriger als sonst suchte er den vertrautern Umgang der Vornehmsten und Höchstgestellten, häufiger war er in den Antichambren und Sälen seines Monarchen zu sehen, und schob bei allen Gelegenheiten seine Person und seine Verdienste vor. An des Fürsten Geburtstag überreichte er selbstverfertigte Melodramen, machte anmüthige Liebesreden auf den Mops der Fürstin, und careßirte selbst die Hofjagdhunde mit dem gebührenden Respekt. Er ließ alle Mienen springen, alle Hebel spielen, erhielt auch die schmeichelhaftesten Beweise höchster Bewogenheit, nur — keinen Orden.

Der fortdauernde und wachsende bittere Gram mußte endlich anfangen, an dem Mark seines Lebens zu zehren, und ein anscheinend geringfügiger Vorfall gab ihm den Todesstoß auf immer. Einer seiner vertrautesten Freunde hatte einen Courrieritt gethan und einen Orden erhalten. Das ging dem Herrn von Schaum wie ein Dolchstoß durch das Herz. Er konnte den Freund von nun an nicht mehr leiden, nicht mehr ohne Schmerzen sehen. Er versank in ein stilles Brüten, und arbeitete, wo möglich, noch weniger, als sonst. Die leckersten Bissen, die feinsten Weine, die heiterste Gesellschaft ver-

loren allen Reiz für ihn. Von Tag zu Tag schlich er gebückter, magerer und blässer einher, und die Seinigen forschten umsonst nach der Ursache solcher Veränderung.

Eines Tages, als er gar zu schwach war, sich vom Bette zu erheben, sandte seine liebend besorgte Gemahlin schnell ihren Hausfreund, den Theaterintendanten Hellgabel, einen Mann,

Der auf den Brettern, die die Welt bedeuten,

Keine Unschuld konnte leiden, —

zu allen zu Gebote stehenden Ärzten. Ein halb Duzend Medicinalräthe und Leibmedicusse erschienen vor dem Krankenlager und beschauten, betasteten, beforchten und befragten den Patienten. Der Eine sagte, die Krankheit stecke im Magen; der zweite behauptete, sie liege in der Leber; ein Dritter setzte sie in die Milz; ein Vierter in die Lunge; ein Fünfter, — der nicht ganz Unrecht hatte, — in's Gehirn; ein Sechster endlich, weil der Kranke immer dahin taumelte, bestand darauf, er leide an der Brust. Ach, keiner ahnte, wo es ihm eigentlich fehlte, — nämlich im Knopfloche.

Mit allen möglichen Mixturen und Pulvern, mit Allöopathie, Homöopathie und Hydropathie wurde der Krankheit (oder dem Kranken) zu Leibe gegangen — umsonst! der Herr von Schaum würde nur um so schwächer. —

Endlich, als der Patient irre zu reden anfing, entdeckte man aus seinen Phantasien, was ihm fehlte. Alle sahen einander mit großen Augen an. Die Aerzte disputirten, ob sie die neu entdeckte Krankheit morbus Schaumianus oder febris ordinalis nennen sollten, und Einer machte sich sogleich daran, eine Flugschrift über ihre Phänomene zu schreiben.

Da es hier nicht zweifelhaft sein konnte, wo das einzig rechte Medium und wo die Apotheke dazu sei, so setzte die Familie, um sich den theuren Gatten und Vater zu erhalten, wieder alle Hebel in Bewegung. Freunde und Gönner wurden angegangen, die wieder ihre Freunde und Gönner angingen, um das gewünschte Heilmittel höchsten Orts zu erlangen. —

Es ward endlich aus Rücksichten gnädigt gewährt. — Als man es voller Hoffnung dem Kranken überbrachte, lag er eben matt und träumend auf seinem Lager ausgestreckt. Bei dem Anblick des Kreuzes fuhr er wie ein Blitz empor; seine Augen funkelten im seligsten Glanze; hastig ergriff er den Orden, und mit dem Entzückensschrei: „Erste Klasse!“ sank er bewußtlos auf sein Lager zurück.

Das Uebermaß der Freude hatte ihn getödtet. Den Orden hielt er noch krampfhaft auf seine Brust gepreßt. So ward dem Edeln erst im Tode, wornach er im Leben so mühsam gerungen. (Allg. Anzeiger.)

Musikalisches.

(Vom Lande.)

Man soll nicht vermuthen, hier eine geistreiche musikalische Abhandlung à la x—y. zu finden. Es soll hier nicht von „der Pflüftung des Herzens bis in die Violinbogenpitze“, sondern von einer Artzung herzlicher, thätiger Bruderverliebe die Rede sein. —

Trotz aller bisherigen Bestrebungen, der drückenden Noth unserer armen Mitbrüder abzuhelfen, scheint sich dieselbe noch immer zu vermehren; und wenn wir auch sagen dürfen, daß schon Vieles zur Verminderung der Armuth geschehen, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß noch manches Mittel zu diesem Zwecke unversucht geblieben ist.

So könnten, nach dem Beispiele der Stadt Oldenburg, wo man Concerte und Schauspiele zum Besten der Armen gegeben, auf dem Lande die Liedertafeln einzeln oder zusammen, wenn auch keine großartigen Concerte, doch nach ihren Kräften musikalische Unterhaltungen zum Besten der Armen ihrer Kirchspiele geben. Sollte nun aber eine Liedertafel noch zu jung oder zu schwach sein, um sich öffentlich hören zu lassen, so würde diese oder jene ausgebildete ihre Mitwirkung gewiß nicht versagen. Ja, es möchte wohl gar nicht unpassend sein, wenn in Dörfern, wo keine Liedertafeln bestehen, von einer fremden, benachbarten zum Besten der dortigen Armen gesungen würde.

Henrico.

Die Ueberwegung des St. Gertruden-Kirchhofs in Oldenburg.

Vor längerer Zeit war in diesen Blättern bei einer Klage wegen Unfugs auch davon die Rede, daß die Ueberwegung des hiesigen Kirchhofs nicht statthaft sei und daß dadurch mancher Unfug entstehe, der beim Verschluß desselben unterbleiben würde. Wir interessirten uns schon damals sehr für diese Sache und waren daher gespannt, wie der Proceß wohl endigen würde, in den der Kirchenprovisor Harbers, der, um allem Unfug ein Ende zu machen, den Durchgang bei der süßlichen Kapelle zumauern ließ, mit einem Anwohner hinter dem Kirchhofe durch diesen Act verwickelt wurde; denn die Sache war damit noch nicht abgethan. — Jenem Anwohner nämlich, der ein Recht zur Ueberwegung zu haben glaubte, gelang es, durch Vermittlung der Polizei die Deffnung wieder herzustellen zu lassen, und dann dem Kirchenprovisor einen Proceß an den Hals zu werfen, der zwar vom Magistrate abgewiesen, vom Stadt- und Landgericht aber dahin entschieden wurde, daß der Klagende in seinem Rechte — das heißt: bei der Ueberwegung — zu schützen sei.

Welche Gründe es auch, durch unzählige Zeugen herbeigeführt, sein mögen, die entscheidend für das Recht des Ueberwegenden ausfielen — das Stadt- und Landgericht konnte wohl nicht anders entscheiden — so müssen wir doch bedauern, daß der Kirchenprovisor seine Meinung nicht noch auf eine andere Weise, als die obige, hat durchsetzen können; wir hätten ihm von Herzen den besten Erfolg gewünscht. Weil nun aber das Landgericht vielleicht nach Althergebrachtem entschieden, so mußte sich der Kirchenprovisor jetzt um so mehr angezogen fühlen, auf nunmehrige Schließung des Kirchhofs wiederholt anzutragen. Der Kirchhof ist nun einmal nicht zu einem öffentlichen Wege geeignet; die Ruhe der Todten sollte nicht durch menschliches und — wie es nicht selten vorkommt — rohes Getreibe entweiht werden. Wir wollen nicht an die jüngsten Vorkomm-

nisse erinnern; wir wollen aber wünschen, daß die Mauer des Kirchhofes möglichst erhöht, derselbe von allen Seiten verschlossen und der Zugang zu demselben vielleicht des Sonntags gestattet werde. Dadurch nur wird jedem Unfug gesteuert, den Todten ihr Recht und ihre Ruhe gegeben und der Todtenräber in vorkommenden Fällen eher wie jetzt zur Verantwortung gezogen werden können.

Oldenburg.

Theater.

Donnerstag, den 4. Februar: „Die Kleinigkeiten.“ Lustspiel in 1 Akte, von Steigenteich. Hierauf: „Der Vetter.“ Lustspiel in 3 Akten, von Benedix. (Wiederholungen.)

Sonntag, den 7. Februar: „Lenore.“ Schauspiel mit Gesang in 2 Abtheilungen, von Carl von Holtei. — Gegen den Gesang in diesem Schauspiel müssen wir von vorne herein protestiren, wenigstens können wir das, was uns heute in dieser Beziehung geboten wurde, nicht dafür gelten lassen; dagegen freut es uns, über die Hauptsache, nämlich über die Darstellung, manches Gute berichten zu können. Die vollste, lobendste Anerkennung verdient Mad. Blum als Lenore, die besonders in der dritten Abtheilung als Wahnsinnige eine tief ergreifende, erschütternde Wirkung hervorbrachte. Nächst ihr verdient Herr Gabilon als Wilhelm genannt zu werden. Er hatte heute die oft von uns gerügten Fehler des zu schnellen undeutlichen Sprechens u. glücklich zu beseitigen gesucht und führte seinen Part mit vielem Glück durch. Dies sagen zu können, ist uns eine besondere Genugthuung, da wir schon früher durch einige seiner kleineren Rollen zu dem Anspruche veranlaßt wurden, daß Herr Gabilon für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt. Zur Erfüllung dieser Hoffnungen hat er heute in der Rolle des Wilhelm einen nicht unbedeutenden Schritt gethan — möge er so fortschreiten — möge sein Fleiß sich verdoppeln — die Anerkennung wird nicht ausbleiben. Auch Herr Schlogell als Wallheim — den feinsollenden Gesang abgerechnet — war nicht ganz ohne, nur durfte man nicht an seine Vorgänger in dieser Rolle (Röske und Gerber) denken, diesen reichte er freilich das Wasser nicht. — Herr Balleske als Freiherr von Starkow war sehr — sehr unbedeutend. Daß die Leistung des Herrn Berzinger als Pastor Bürger eine vor treffliche war, wird man uns auf's Wort glauben. So auch leisteten Herr Benzel, in der wenig dankbaren Rolle des Günther, und Mad. Höffert als Gertrude nur Lobenswerthes.

Montag, den 8. Februar, bei aufgehobenem Abonnement zum Besten der Nothleidenden, zum Erstenmale: „Eine Familie.“ Original-Lustspiel (stand auf dem Zettel, welches wir Abends im Theater durch ausgelegte Zettel in: Original-Schauspiel verwandelt haben) in 5 Akten und einem Nachspiel, von Carl Birch-Pfeiffer. — Was es mit der Originalität eines Birch-Pfeifferschen Schauspiels auf sich hat, wissen wir schon. Auch zu diesem heute hier zum ersten Male gesehenen hat sie nur die alte Schablone, durch welche



Ziffand seine sämmtlichen Schauspiele anfertigte, benutzt; doch ist sie in der Wahl der Farben nicht so glücklich wie Ziffand — ihre Charaktere, besonders die männlichen, sind fast alle in Grau gezeichnet, oder mit so grellen Farben aufgetragen, daß man das Auge davon abwenden muß. Der Inhalt dieses Original-Schauspiels läßt sich demnach in ein paar Worte fassen. Madame Brunn, eine Banquiers-Witwe, unermeßlich reich, hat zwei Söhne, wovon der eine (Gottfried Wöhrmann) aus der ersten Ehe ein Bösewicht par excellence, der andere (Eduard Baron von Brunnstädt) aus der zweiten Ehe ein leichtsinniger, doch gutberziger Versuchwender ist. Beide machen ein eigenes Haus. Der erste ist Fabrikant, von dem zweiten erfährt man so eigentlich nicht, ob er in Taback oder Senf macht, oder ob er so eine Art von Banquier-Geschäft treibt. Beide verlieren ihr ungeheures Vermögen, müssen honis ebdiren, und da sie die Gläubiger nicht befriedigen können, werden sie mit persönlichem Arrest bedroht. Das Unglück ist groß — der Jammer unendlich. Da schreitet die Mama ein und die Katastrophe nimmt eine so gute Wendung, wie es sich nur immer für ein reelles Original-Schauspiel schickt. Die Tugend wird belohnt und das Laster bestraft. Unter Tugend verstehen wir hier nämlich die Frau Edwards, in welcher die gute Mad. Pfeiffer dem schönen Geschlecht ein wahres Muster von ehelicher Liebe und Treue aufgestellt hat; es kann wahrlich keine größere Anhänglichkeit, keine stärkere Liebe und Treue „in der Frau einer Brust“ herrschen, als in der Frau dieser Brust, das hat sie uns selbst auf das Bündigste versichert. Ihr Gemahl, der sich eine Zeit lang mit einer Tänzerin aufgehalten und dabei seine eheliche Treue in eine nicht geringe Gefahr gebracht hatte, erinnert sich noch eben zur rechten Zeit an seine Pflichten — es fällt ihm plötzlich ein, daß er eine Frau, eine vortreffliche Frau hat. Er verläßt die Tänzerin und kehrt zu seiner tugendhaften Gemahlin zurück, die sich nun in seinem alleinigen Besitze unendlich glücklich fühlt. Der geizige Bösewicht Gottfried hat den Verlust seines Vermögens nicht ertragen können — wir erfahren, daß er wahnsinnig geworden ist. Mehr kann man in der That nicht verlangen. — Den Damen hat dies Stück im Ganzen recht wohl gefallen. — Ja, ja, die Birch-Pfeiffer weiß das Herz zu treffen, weiß zu rühren und bei ihrer Bühnenkenntniß manchen wirksamen Theater-Coup anzubringen. Dazu waren die Hauptrollen ganz vortrefflich besetzt und mit großer Liebe behandelt. — Madame Höffert (Madame Brunn), Madame Moltke (Natalie) und Herr Häser (Eduard Baron von Brunnstädt) übertrafen sich selbst, wie man zu sagen pflegt; auch Herr Jenke (Amadeus Baron von Brunnstädt) übertraf sich selbst, nemlich in seiner Manier zu cariciren. — Als einen großen Mißgriff müssen wir es bezeichnen, daß man Fräulein Senger die Rolle der Tänzerin Duvalon zugetheilt hatte. Mein Gott, wird eine Tänzerin solche Unbeholfenheit an den Tag legen! — Der schöne Anzug thut es nicht allein — auch nicht die

schöne Figur — es muß Grazie und Anmuth damit verbunden sein. — Eine höchst auffällige Erscheinung war Herr Palleske als Gottfried Wöhrmann. Herr Palleske mag immerhin ein hochgebildeter Mann, ein wichtiger Kopf, ein vortrefflicher Mensch sein — er mag alle möglichen guten Eigenschaften besitzen, aber eigentliches Talent für die Darstellung auf der Bühne können wir ihm nicht zugestehen, wenigstens hat er noch sehr wenig davon gezeigt. Ad. Stahr hat zwar in der Br. Zeitung gesagt, Hr. P. habe eine bedeutende Zukunft vor sich — das mag sein, aber auf den Brettern, die die Welt bedeuten, wird ihn diese schwerlich erwarten. Viel Lobendes haben wir auch sonst noch in der Br.- und Weser-Zeitung über Hr. Palleske als Carlos im „Clavigo“ gelesen — was will man mit diesem Lobsalz bezwecken? — man kann nur dadurch irre leiten — es gereicht niemals den Betreffenden zum Vortheil, so süß es auch im ersten Augenblick schmecken mag. — Um keinen Verlust zu begehen, wollen wir auch noch Herrn Henckels Marquis d'Arlecourt Erwähnung thun, nur können wir leider nichts Geseuliches darüber sagen. Wird ein Franzose mit so kaltem Blute erscheinen? wird er die größten Schimpfwörter mit solcher Ruhe anzuhören im Stande sein? — wird er in einem so gemessenen Tone sprechen, wie es Herr Henckel that? nimmermehr! — und wenn dieser Charakter so gezeichnet ist, so paßt er doch nicht hierher, so ist er verzeichnet, und ein denkender, routinirter Schauspieler wird in solchen Fällen immer nachzuhelfen wissen. Wir glauben, Herr Bluhm wäre hier besser am Plage gewesen. — Das Haus war gut besetzt — doch soll der Meinertrag, den man dem Hülfesverein überwies, noch nicht anderthalb hundert Thaler betragen haben. Der Beobachter.

Kirchliches.

Vom 5. bis 11. Febr. sind in der Oldenburger Gemeinde

I. Copulirt: 6) Hinrich Gerhard Diederich Suhr und Margarethe Helene Henriette Willers, Heil. Geistthor. 7) Schneider Carl Ferdinand Günther, aus Sahlawe bei Göttingen, und Sophie Henriette Josephine Kröger, Oldenburg.

II. Getauft: 31) Julius Wilhelm Diederich Otto Höfers, Haarenthor. 32) Marie Conradine Betty Silers, Haarenthor. 33) Elisabeth Diederike Marie Müller, Oldenburg. 34) Helene Catharine Harms, Gghorn. 35) Anna Marie Windmüller, Wahnbeck. 36) Carl Diederich August Döppe, Wechloy. 37) Helene Catharine Wiedmann, Naderst.

III. Beerdigt: 28) Anna Wragge, Wahnbeck, 30 J. 10 M. 29) Margarethe Friederike Catharine Georg geb. Goltensiedt, Heil. Geistthor, 46 J. 4 M. 30) Ein todtegebornes Mädchen, Eversten. 31) Elisabeth Benjengerges, Dhmstedt, 70 J. 10 M. 32) Anna Margarethe Antoinette Köhler geb. Peters, Oldenburg, 43 J. 8 M. 33) Gesche Helene Janssen geb. Ahlers, Bloherfeld, 63 J. 3 M. 34) Gastwirth Diederich Knutzen, Stau, 39 J. 5 M. 35) Helene Büffelmann geb. Siemen, Wechloy, 82 J. 5 M. 36) Anna Catharine Borchers, Bornhorst, 1 J. 37) Schuhmachermeister Otto Diederich Claus Willers, Oldenburg, 32 J.

Sonntag, den 11. Febr. predigen in der Lambertikirche

Frühpredigt: Herr Pastor Gröning. Anf. 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Hauptpredigt: Herr Kirchenrath Clausen. " 10 "

Nachm.-Predigt: Herr Hülfsprediger Barelmann. " 2 "

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 16. Februar 1847.

N^o 14.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Der gestiefelte Tenorist.

Aus dem Leben eines Sängers von Th. Drobisch.

Einem Sänger bei einer reisenden Gesellschaft war das Geld ausgegangen; ein Fall, der sich auch bei Hofschaulpielern ereignet. Nach der Ansicht des singenden Menschendarstellers war dies jedoch besser, als wenn ihm der Ton ausgegangen wäre, und somit beschloß er, bei einem Schuhmacher einen ehrlichen Pump zu riskiren, da er in seinem bisherigen ledernen Engagement im wahren Sinne des Worts auf den Strumpf gekommen war und mit Grausen bemerkte, daß das einzige Stiefelpaar, das er besaß und ein sehr mystisches Ansehen hatte, ihm von Tag zu Tag immer mehr offene Beweise gab, daß es zur Gesellschaft der Lichtfreunde gehörte. Der Eine von diesen edlen Brüdern hatte ungemeines Talent zum Daumenstecker, denn er machte in acht Tagen mehr Risse, als Vitruvius und Schinkel während ihrer ganzen Lebenszeit. Beim Andern plagte das Oberleder ebenfalls, aber nicht vor Lachen, denn es hatte stets viel Bichie erhalten. Hätte ihn der Sänger von Zeit zu Zeit einmal geschmiert, wie gewisse Schauspieler die Recensenten, wäre er sicherlich gut gefahren, so aber war er immer gebürstet worden.

Der Tenorist war in Verzweiflung; er wollte durchgehen, hatte anderwärts Engagement und — keine Stiefeln. „Mein Königreich um ein Pferd!“ rief Richard, unser Richard Wanderer, aber schrie: „Das hohe B um ein Paar Stiefeln!“ — Ach! Senesino beschwichtigte seine Schuldner durch den Schmelz seiner Stimme und Farinelli ersang sich von einem Schneider, dem er sein Herz gewendet, ein Staatskleid. Warum führt das Schicksal mir nicht einen solchen musikalischen Schuster in meine Arme? Warum gerade mir diese Würde von Häßlichkeit an

meinen Füßen, die mich hindert, meine Laufbahn fortzusetzen? — O, so weit das Scepter des Credits reicht, so weit der Schuster seine Stiefeln sendet, habe ich keine Stelle, keine, wo ich mich dieser Schöselner entlasten kann.

Er öffnete das Fenster und — frisch auf! es wehen kühle Morgenlüfte! zog er den Rock an und — Macbeth, du verstehst mich — gleich einem Nachgespenste geht der Pump an sein entseßliches Geschäft.

Der erste Schuhmacher aber, an dessen Thür er klopfte, gehörte nicht zu den weichen Seelen und schien durchaus nicht geneigt, die so in die Ferne gestellte Bezahlung der Stiefeln durch den Tubus der Barmherzigkeit zu betrachten, weil er wahrscheinlich schon öfters verhöhlt worden war.

Da stand der Tenorist und seufzte wie der Pfau, wenn er einen Blick auf sein Fußgestell wirft. Er faßte Muth und trug die Geschichte einem zweiten Schuster vor; aber auch diesem schien die Sache doch zu sehr auf die Spitze gestellt und er verspürte eine kleine Ahnung, daß der Sänger auf Zwecke gehe, die nicht käuflich waren. — Herr des Lebens! die Stiefelnoth wurde immer größer und kein Vorschlag wollte gelingen.

„Nun“, rief er aus, „wenn Keiner von Allen auf mein ehrliches Gesicht einen Absatz bezwecken will, so muß ich einen breit schlagen. Noth kennt kein Gebot! Schicksal, gehe deinen Gang!“

Da führte ihn der Weg an einem Laden vorüber, wo durch die Glasseiben ein ganzes Stiefelmuseum zu schauen war, welche sämmtlich so blank gepugt waren, daß sich die blinden Spiegel im Garderobezimmer schämen mußten. „Ha!“ lispelte der Bedrängte, „der Mann hier ist in glänzenden Verhältnissen, der könnte Dir auf die Beine helfen.“ Werke von Meisterhand, Stiefeln von Kalbleder, ausgelegt mit englischen Stif-

